

Kranichfrau

Die Geschichte
einer Blackfeet Kriegerin



Historischer Roman
von Kerstin Groeper



Für meinen Vater, den Schriftsteller Klaus Gröper,
der mich lehrte zu träumen ...
und sicherlich mit einem Schmunzeln vom Himmel
auf uns hinunterblickt!

Kranichfrau

Die Geschichte
einer Blackfeet Kriegerin

Historischer Roman
von
Kerstin Groeper



Impressum

Kranichfrau, Kerstin Groeper
TraumFänger Verlag Hohenthann, 2012

1. Auflage eBook Februar 2022

eBook ISBN 978-3-948878-16-0

Lektorat: Ilona Rehfeldt

Satz und Layout: Janis Sonnberger, merkMal Verlag

Datenkonvertierung: Bookwire

Titelbild: Marion und Doris Arnemann

Copyright by TraumFänger Verlag GmbH & Co. Buchhandels KG, Hohenthann

Inhalt

Die Pecuni

Die Lakota

Der Kriegszug

Die Verbannung

Winyan-o'hanschitscha

Jean Baptiste

Vogelmädchen

Kleine-Krähe

Die Höhle in den Bergen

Schnee in den Bergen

Der Verrat

Rote-Haut

Die Reise

Der große Fluss

Am Bärenfluss

Fort Piegan

Hunka

Fort McKenzie

Watet-im-Fluss

Stern-der-brennt

Bleza-Si

Die Pecuni

(Nördliches Montana, 1830)

Kranichfrau starrte fassungslos auf ihren toten Bruder. Steif lag er vor ihr, verschmiert mit getrocknetem Blut. Ein tiefer Schnitt zog sich über seine Kehle, die ihm ein Krieger vom Stamm der Crow durchgeschnitten hatte. So war das also! Sein junges Leben beendet in seinem ersten Kampf gegen die Feinde. Nur drei seiner Freunde waren von dem Kriegszug zurückgekehrt, drei von acht jungen Pecuni-Kriegern, die ausgezogen waren, um Ruhm zu ernten. Klageschreie drangen aus den anderen Zelten, aber Kranichfrau war still. Zu tief saß der Schock über den Tod des Bruders. Warum nur?

War er nicht gut auf den Kampf vorbereitet worden? Hatte seine Medizin versagt? Hatte er nicht genügend gebetet? War der Sonnenhäuptling so erzürnt über ihn gewesen, dass er ihm seinen Schutz versagt hatte?

Mit zitternden Händen begann sie ihren Bruder zu waschen, rieb geduldig das getrocknete Blut von seinem Gesicht. Dann zog sie ihm die verdreckte Kleidung aus. Sie musste sein Hemd aufschneiden, denn seine Arme waren bereits steif und so konnte sie ihm das Gewand nicht über den Kopf ziehen. Vorsichtig knüpfte sie die Knoten an den Fransen seines besten Kriegshemdes auf und legte ihm die saubere Kleidung an. Dann bückte sie sich über den Körper und knüpfte das Hemd unter den Achseln wieder zusammen. Ihr Bruder sollte nur mit seinen besten Sachen ins Jenseits ziehen.

Es dauerte lange, bis er vollständig bekleidet war. Zärtlich bemalte sie sein Gesicht mit roter Farbe, dann wickelte sie ihn in eine schöne Schwarzhornrobe.

Apathisch ruhten ihre Hände in ihrem Schoß, jetzt, wo es nichts mehr zu tun gab.

Ihre Gedanken flogen. Was würde jetzt aus ihr werden? Ohne Mutter und Vater? Ihr Bruder hatte sie versorgt, denn noch wollte sie nicht im Zelt eines Mannes wohnen, fühlte sich noch nicht bereit, die Pflichten einer Ehefrau zu übernehmen. Jetzt blieb ihr wohl keine andere Wahl mehr! Zwei Krieger steckten ihre Köpfe in das Zelt und blickten sie abwartend an. Sie machte eine hilflose Geste mit ihrer Hand, erlaubte ihnen den Leichnam hinauszutragen. Dann bemalte sie ihr Gesicht mit weißem Lehm und schnitt ihre langen Haare bis auf Schulterlänge zurück. So zeigte sie ihre Trauer um den Bruder.

Leiser Klagegesang erklang von draußen und mit steifen Beinen erhob sie sich, um sich den Trauernden anzuschließen. Langsam bewegte sich der Zug zu den nahen Bäumen und regungslos nahm sie wahr, wie ihr Bruder in einer Astgabel bestattet wurde. Ihre großen Augen sahen ausdruckslos zu ihm auf, keine Tränen sammelten sich in ihnen, denn sie wollte nicht weinen. Sie brauchte keine Tränen, um ihrem Schmerz Ausdruck zu verleihen. Sie wollte Rache!

Mit festem Schritt ging sie in ihr Tipi zurück und setzte sich an die erloschene Feuerstelle. Dort hing sie ihren Gedanken nach, kaute unablässig an ihren Lippen. Mit ihrem weiß bemalten Gesicht, aus dem nur die großen, fast schwarzen Augen leuchteten, und den blutroten geschwungenen Lippen wirkte sie wie ein klappriger Geist, der bereit war, die Träume der Schlafenden heimzusuchen.

Eine ältere, rundliche Frau mit gutmütigem Gesicht, ebenso mit weiß bemalter Stirn als Zeichen der Trauer, steckte den Kopf herein. Es war Zedernsängerin, ihre Tante, die sich um ihre Nichte sorgte. Doch Kranichfrau winkte energisch ab, wollte die Tante verscheuchen, wie man einen schlechten Traum wegwischt. Sie wollte keinen Trost, niemand konnte ihr den Bruder wieder zurückgeben. Trotzdem setzte sich die beleibte Tante schnaufend auf den Platz neben ihr. „Ich verstehe deine Trauer, aber du musst jetzt bei uns wohnen!“ Es war keine Einladung, sondern ein Befehl.

Natürlich war es unmöglich, dass ein unverheiratetes Mädchen allein lebte. Sie nickte gehorsam. Ihr Onkel war jetzt für sie verantwortlich und würde entscheiden, was für sie am besten war.

„Liebe Tante, ich komme gleich“, murmelte sie leise.

„Lass dir Zeit, mein Kind.“

Dankbar blickte Kranichfrau ihrer Tante hinterher. Sie wollte noch ein wenig ihren Gedanken nachhängen, in Ruhe ihre Habseligkeiten packen. Traurig sah sie sich in dem Zelt um, das so lange ihre Heimat gewesen war. Wie ein Schattenspiel bewegten sich die bemalten Zeltwände im ewigen Wind und verliehen den Tierfiguren ein lebendiges Aussehen. Die Zeichnungen der Otter hatten sie stets beschützt. Jetzt würde das Tipi ihrem Onkel und ihrer Tante gehören, zumindest solange, bis sie heiratete.

Mit einem tiefen Seufzer begann sie methodisch ihre Sachen zu packen. Die meisten Dinge lagen sowieso ordentlich verstaut in ihren bunten Taschen.

Schweren Herzens ging sie zu dem Zelt ihres Onkels.

Das weiß schimmernde Gesicht ihres Onkels glänzte ihr ebenso traurig, aber auch ein wenig unwillig entgegen. Im Gegensatz zu seiner Frau wirkte der Körper ihres Onkels geradezu asketisch. „Willkommen in meinem Zelt. Du

hättest schon längst bei mir wohnen sollen!“ Der Vorwurf war deutlich zu hören.

„Ja, Onkel“, antwortete sie, ohne ihre Stimme zu heben. Sie hatte nicht die Kraft schon wieder mit ihrem Onkel über dieses Thema zu streiten.

„Wenn deine Trauerzeit beendet ist, werden wir dir einen guten Ehemann suchen!“, versuchte er sie aufzuheitern, aber genau diese Worte wollte sie eigentlich nicht hören.

„Jetzt lass sie doch erst mal!“, schimpfte ihre Tante resolut. Betreten senkte der Mann seinen Kopf. Eigentlich wurde von ihm als Mediziner mehr Rücksichtnahme erwartet. Er seufzte tief, als er in Trauer die Augen schloss. Auch er litt unter dem Verlust seines Neffen. „Zu viele junge Männer haben ihr Leben gelassen! Wir werden einen großen Kriegszug schicken, um es den Crow heimzuzahlen! Auch ich werde reiten, um deinen Bruder zu rächen!“

Kurz leuchteten die Augen in dem Gesicht des Mädchens auf. Ja, ihr Onkel würde ihren Bruder rächen! Das waren die Worte, die sie hören wollte, die sie fest in ihrem Herzen aufnahm. Mit plötzlicher Hochachtung ruhten ihre Augen auf ihrem Onkel, denn er war Mediziner, ein Bewahrer des heiligen Biberbündels, längst dem Alter entwachsen, in dem er noch auf Kriegszüge ging. Seine Stirnhaare waren zu einem dicken Knoten zusammengebunden, in dem einige rote Federn steckten, Zeichen seiner hohen Würde, aber eigentlich konnte man es eher mit einem Vogelnest vergleichen. Seine Stirn war wie bei Zedernsängerin mit weißem Lehm eingeschmiert, die Haare bis auf Schulterlänge gekürzt. Ferner-Bär wurde er gerufen. Bär wegen seiner Stärke und Kraft, Fern, weil er ein Vielgesichtsmann war, einer, der Visionen hatte und Verbindungen zur Geisterwelt unterhielt.

Kranichfrau breitete ihre Decken neben den zwei Töchtern von Ferner-Bär aus und verstaute mit ruhigen Bewegungen ihre Taschen an der Zeltwand, dann versank sie in ihren Gedanken.

Die nächsten Tage vergingen für Kranichfrau wie im Traum. Nur von fern vernahm sie die Geräusche in dem Zelt, gleichmäßig plätscherten die Stimmen der Familie ihres Onkels dahin, für sie ohne Bedeutung.

Wie ein Geist saß sie da, unfähig etwas zu tun. Die beiden Mädchen im Alter von acht und zwölf Wintern machten einen Bogen um sie, denn das ausdruckslose Gesicht ihrer Cousine flößte ihnen Angst ein. Schließlich machte ihre Tante dem ein Ende, indem sie ihr einfache Aufgaben übertrug: „Bitte, hole mir doch Wasser!“, oder, „Bitte, hole mir doch Holz!“

Unwillig und nicht bereit in ihren Träumen gestört zu werden, machte sie sich jedes Mal auf den Weg, vergaß manchmal nach einigen Schritten, was sie eigentlich tun sollte. Dann ging sie wie abwesend durch das Dorf, geistig und körperlich entrückt. Mitleidige Blicke begleiteten sie und manchmal führte eine Frau das Mädchen zurück zu ihrem Zelt.

Zedernsängerin machte sich Sorgen um ihre Nichte. Immer wieder sprach sie mit ihrem Mann über das hohlwangige Mädchen: „Sie muss auf andere Gedanken kommen. Vielleicht wäre eine Ehe gut für sie?“

Nur zu gern willigte Ferner-Bär ein: „Vielleicht, aber im Moment sieht sie nicht gut aus. Wer sollte um sie werben?“

„Sie magert zu sehr ab, warum redest du nicht mit ihr?“

„Du bist doch die Frau! Du findest bestimmt treffendere Worte als ich.“

Scherzhaft schlug ihm seine Frau auf die Schulter und meinte: „Du bist der Onkel!“

„Ai!“ Seine runzeligen Züge verzogen sich zu einem freundlichen Grinsen. Selbst als Medizinmann war er in seinem eigenen Zelt zuerst einmal Ehemann und Vater.

Drei Tage schlich Ferner-Bär um das junge Mädchen herum und suchte nach einer passenden Gelegenheit, um mit seiner Nichte zu reden. Schließlich packte er sie am Arm und führte sie zu einem umgestürzten Baum. „Komm, ich will mit dir reden!“

Mit gesenktem Kopf setzte sich Kranichfrau neben ihren Onkel und wartete ab.

„Fühlst du dich wohl bei uns?“, fragte Ferner-Bär umständlich. Kranichfrau nickte fast unmerklich. „Ja, eure Gegenwart spendet mir Trost.“

Ferner-Bär schluckte schwer. „Ich möchte mit dir über deine Zukunft reden.“

„Meine Zukunft?“

Sie hatte keine Zukunft, sie lebte in der Vergangenheit.

„Ja, denkst du nicht manchmal an eine eigene Familie?“

„Nein!“, kam es knapp und kurz von seiner Nichte.

„Aber du zählst siebzehn Winter! Es wird Zeit für dich, nach einem Mann Ausschau zu halten!“

„Das ist nicht mein Weg!“, wehrte sie ab.

„Nicht dein Weg? Was ist dann dein Weg?“, bohrte er nach.

„Ich weiß nicht“, wich sie aus.

„Du weißt es nicht?“ Langsam verlor der Onkel die Geduld. Das seltsame Verhalten seiner Nichte ging über seinen Verstand, trotz ihrer Trauer. Ihr Vater hatte sie als Lieblingskind behandelt, ihr immer wieder Sonderrechte eingeräumt, und auch ihr Bruder hatte diese Tradition nach dem Tod des Vaters fortgesetzt. Solche Kinder galten als schwierig, hielten sich nicht an überlieferte Traditionen, doch auch sie hatten ihren Platz in der Gesellschaft.

„Ach, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich einen anderen Weg beschreiten muss.“

Nachdenklich lehnte sich der Onkel ein wenig zurück, dann warf er einen unsicheren Blick auf seine Nichte. Ihr fast knabenhafter Körper, ausgehungert von der langen Trauer, wirkte nicht besonders einladend auf Männer. „Vielleicht solltest du dich in die Einsamkeit zurückziehen und beten? Vielleicht erhältst du dann eine Antwort?“, fragte er vorsichtig.

Ihr spitzes Kinn zitterte. Jetzt, als sie so dicht neben ihrem Onkel saß, war deutlich die Familienähnlichkeit zu sehen.

„Vielleicht. Würdest du dann diese Antwort achten?“

„Du bist meine Nichte. Wenn du eine Antwort auf deine Fragen bekommst, so werde ich dir nicht im Wege stehen!“

„Dann ist es gut. Ich werde beten!“

Mit einer leichten Geste erlaubte Ferner-Bär dem Mädchen sich zu entfernen und schaute ihr nach. Er hatte dabei ein mulmiges Gefühl im Bauch. Was sie jetzt wohl vorhatte?

Seine Nichte war wirklich schwierig. Anders herum, sagten die Frauen. Meistens arbeitete sie mit ihrer linken Hand, obwohl ihre Mutter versucht hatte, ihr das abzugewöhnen. Selbst bei ihren ersten Riten hatte sie mit ihrer linken Hand gestickt, und die Frauen hatten den Kopf geschüttelt. Anders herum! Wie sehr hatte Kranichfrau die Belehrungen bei ihrer ersten Menstruation gehasst, aber nur gut unterwiesene Mädchen durften Quillararbeit machen, sonst würden sie erblinden. Sie wollte überhaupt nicht sticken, sondern viel lieber mit ihrem Bruder jagen gehen. Ihr Bruder, jetzt war er tot!

Am nächsten Morgen war Kranichfrau verschwunden.

Beunruhigt wandte sich Ferner-Bär an seine Frau: „Wohin ist Kranichfrau gegangen?“

Zedernsängerin legte sich die dünnen Zöpfe hinter ihre Ohren und blinzelte verlegen. „Sie wollte um eine Vision

beten. In einigen Schlafens ist sie zurück!“

„Aber sie ist doch viel zu schwach für ein solches Unternehmen!“, ärgerte sich Ferner-Bär. Eigentlich fühlte er sich schuldig, weil er ihr diesen Vorschlag gemacht hatte. Aber wie hätte er ahnen können, dass dieses widerspenstige Kind sofort aufbrach!

„Offensichtlich nicht, denn sie ist gegangen“, bemerkte die Tante ruhig und vertiefte sich wieder in ihre Näharbeit.

Kopfschüttelnd trat der Mann aus dem Zelt und blickte in die Ferne. Wohin seine Nichte wohl gegangen war? Eine Visionssuche war schon für gesunde Menschen anstrengend, aber Kranichfrau war alles andere als geistig und körperlich stark. Besorgt holte er sein Pferd und machte sich auf die Suche.

Kranichfrau saß in einem kleinen Tal und betete zu dem Sonnenaufgang. Sie hatte keine Augen für die Schönheit des erwachenden Morgens, sondern flehte inbrünstig um die Gnade einer Vision: „Ich weiß nicht, wer ich bin! Ich weiß nicht, wohin ich gehe! Hilf mir, meinen Weg zu finden!“

Unablässig flüsterte sie die kurzen Sätze, bat um eine Vision, die ihr sagte, wie sie weiterleben konnte. In der Ferne leuchteten schemenhaft die Berge, „Das Rückgrat der Welt“, wie ihre Leute sie nannten. Darüber tanzten Wolkenfetzen, die sich wie die Schaumkronen einer riesigen Welle auf sie zu bewegten. Am liebsten wollte sie darin versinken, für immer in diesem weichen Nebel verschwinden.

Am ersten Tag war sie noch bei klarem Verstand, achtete auf das Vogelgezwitscher in der näheren Umgebung, ob die gefiederten Freunde ihr etwas sagen wollten.

Leise singend schaukelte sie mit erhobenen Augen hin und her, flehte inbrünstig um eine Erleuchtung. Selbst als die

kalten Finger der Nacht nach ihr griffen, hielt sie nicht inne. Zitternd vor Kälte sang sie heiser ihr Visionslied. Am nächsten Tag bereits rebellierte ihr geschwächter Körper gegen den Hunger und Durst. Grelle Blitze flimmerten vor ihren Augen und ihre Zunge lag geschwollen wie ein Fremdkörper in ihrem Mund. Fast unhörbar krächzte sie ihr Lied, wie in Trance schaukelte sie unablässig hin und her, nahm längst ihre Umwelt nicht mehr wahr. Erinnerungsfetzen stiegen in ihr hoch, Bilder aus ihrer frühen Kindheit, als ihr Vater sie maßlos verwöhnt hatte. Sie war das dritte Kind gewesen, das ihm geboren worden war. Eine ältere Schwester war bereits gestorben, und so steckten die Eltern alle Liebe in diese Tochter. Selbst ihr Bruder widmete sich hingebungsvoll dieser kleinen Schwester, lehrte sie Bogenschießen und Reiten. Warum musste ihr Leben eine solche Wendung nehmen? Ihr die Eltern, die Schwester und dann noch den geliebten Bruder nehmen? Was hatte der Sonnenhäuptling für sie vorgesehen? Welches Schicksal ihr zgedacht?

Die rote Nachtflamme zeigte sich am Firmament, ließ das Sternbild der Sieben Menschen fast verblassen. Wo war der Wolfspfad, wo der Stern, der still steht? Alles verschwamm um sie herum und kraftlos kippte sie auf die Seite.

In der Nacht bekam sie hohes Fieber und hatte längst nicht mehr die Kraft ins Dorf zurückzukehren. Hilflos lag sie am Boden, wurde von Fieberträumen geschüttelt. Ameisen krabbelten über ihr Gesicht und im Unterbewusstsein wollte sie sich dem schwarzen Nichts ergeben, das nach ihr griff.

Dann tauchte vor ihr plötzlich das lächelnde Gesicht ihres Bruders auf, der sich über sie beugte. Es war so klar und deutlich, dass sie glaubte, er wäre da. Sie wollte ihn begrüßen, doch ihr ausgetrockneter Mund brachte keinen Ton heraus. Er bewegte seine Lippen und mühsam

versuchte sie, sich darauf zu konzentrieren, was er sagte. Es war so wichtig!

Langsam verschwand ihr Bruder und verzweifelt griff sie nach ihm, wollte ihn nicht fortlassen. Ein letztes Mal lächelte er, drückte ihr seinen Bogen in die Hand, dann wurde seine Stimme klar: „Tötet-die-Crow, folge meinem Weg!“, beschwor er sie, ehe seine Umriss verblassten.

Sie spürte nicht mehr, wie eine Hand die Ameisen von ihrem Gesicht wischte, ihr Körper sanft hochgehoben und nach Hause getragen wurde. Traumlos schlief sie in dem Zelt ihres Onkels, schluckte benommen den Tee, der ihr vorsichtig eingeflößt wurde.

Sie fühlte sich um vieles gealtert, als sie endlich die Augen aufschlug und die freundlichen Gesichter ihrer Tante und ihres Onkels über sich erblickte.

„Wie komme ich hierher?“, fragte sie benommen.

„Haijah, du wärst eine leichte Beute für die Ameisen gewesen!“, meinte Ferner-Bär tadelnd, aber seine feuchten Augen verrieten, welche Sorgen er sich um seine Nichte gemacht hatte.

Sie schloss müde die Augen. Was redete er da? Sie konnte sich an keine Ameisen erinnern. Eine Schale berührte ihre Lippen und sie schlürfte hungrig die lauwarme Suppe.

„Onkel“, murmelte sie erschöpft, „ich hatte einen seltsamen Traum!“

„So? Möchtest du ihn mir erzählen?“

Sein spitzes Kinn berührte fast ihre eingefallene Wange, als er sich niederbeugte, um ihre schwache Stimme zu vernehmen.

„Ja! Ich träumte von meinem Bruder. Er lachte und es war so schön, ihn wiederzusehen. Ich wollte ihn nicht weglassen, wollte ihm folgen in die Sandhügel!“ Zögernd hielt sie inne, als sie an den deutlichen Traum dachte.

„Gut, dass du es nicht getan hast!“, seufzte ihr Onkel, ehrlich betroffen.

„Er nannte mich Tötet-die-Crow. Er hat mir seinen Bogen gegeben und mich gebeten, dass ich seinem Weg folge!“

Entsetztes Schweigen herrschte nach ihren Worten und die Tante schlug sich die Hand vor den Mund.

Ihr Onkel fing sich als Erster: „Das ist eine starke Vision!“

Sie nickte nur mit dem Kopf und schloss wieder erschöpft die Augen, während Ferner-Bär sich nachdenklich zurücklehnte. Prüfend musterte er seine Nichte, runzelte die Stirn über ihr knabenhaftes Aussehen. War das ihr Weg? Manchmal wählten Frauen von sich aus wie ein Krieger zu leben, Frauen, mit dem Herzen eines Mannes. Vielleicht war sie eine solche Frau? Ihre Vision konnte nicht ignoriert werden. Der Sonnenhäuptling hatte ihren Weg gewählt und es wäre falsch, ihm nicht zu gehorchen!

„Onkel?“

„Ja?“

„Was bedeutet dieser Traum?“

Ferner-Bär schloss die Augen, seine Stimme wurde ernst.

„Ich kenne nun deinen Weg. Du wirst wieder in deinem Zelt leben, als Krieger. Ich werde allen sagen, dass du nun mein Neffe bist und Tötet-die-Crow heißt.“

„Bin ich nun ein Mann?“

Ferner-Bär zögerte sichtlich. „Das wird der Sonnenhäuptling entscheiden. Dein Bruder gab dir seinen Bogen, damit du ihn rächst. Wir werden beide gegen die Crow ziehen, wenn du soweit bist. Wenn du deinen Bruder gerächt hast, wirst du wissen, was deine Bestimmung ist.“

Beruhigt schloss Kranichfrau die Augen. Morgen würde sie als Tötet-die-Crow aufwachen und ihr neues Leben beginnen.

Sie war oft mit ihrem Bruder zur Jagd gegangen, hatte wissbegierig seinen Worten gelauscht, fast wie ein kleiner Bruder. Jetzt würde sie dieser kleine Bruder sein. Selbst wenn sie nicht den Körper eines Mannes hatte, so würde sie doch wie ein Krieger leben. So ein großer Unterschied zu ihrem Leben vorher war das nicht, denn alle Mädchen lernten Bogenschießen, damit sie sich gegen Feinde verteidigen konnten. Wie oft hatte ihr Onkel missbilligend die Stirn gerunzelt, wenn sie eher wie ein Junge herumtobte, anstatt sittsam bei ihrer Tante zu sitzen und nähen zu lernen. Aber die Erziehung sah Strafen nicht vor, wenn sie einfach von ihren Arbeiten verschwand, um mit ihrem Bruder zur Jagd zu gehen. Manchmal hatten sie über dessen Verantwortungslosigkeit geschimpft, ihn gebeten das Mädchen in ihr Zelt zu geben, damit sie auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrau und Mutter vorbereitet wurde. Aber ebenso stur hatte er dies abgelehnt: „Kranichfrau bleibt bei mir! Sie wird schon lernen, was sie später einmal braucht. Sie ist ja oft genug bei ihrer Tante!“

„Ja, aber jedes Mal, wenn sie gerben oder nähen soll, verschwindet sie mit dir!“

Ihr Bruder hatte nur gelacht und seine Schwester mit einem Zwinkern eingeladen ihm zu folgen. Oh, wie hatte sie ihn geliebt und ihm nachgeeifert! Jetzt würde sie in seine Fußstapfen treten!

Die Frauen im Dorf waren entsetzt. Ein Mädchen, das wie ein Mann leben wollte! Sie fürchteten den schlechten Einfluss auf ihre Töchter und redeten auf die Tante ein, diesen Unsinn zu unterbinden. Auch die Tante wehrte sich mit Händen und Füßen, fürchtete um ihren Einfluss bei den Frauen und um den Status ihrer Familie.

„Wie kannst du uns nur so etwas antun?“, schimpfte sie mit ihrem Mann.

„Denk doch an unsere Töchter! Ich möchte nicht, dass sie ebenso werden! Alle werden über uns reden!“

„Sie hatte eine Vision! Das kann ich doch nicht ändern!“, verteidigte sich Ferner-Bär.

„Aber sie kann doch nicht als Mädchen allein in einem Zelt leben!“

„Sie lebt neben uns und außerdem ist sie jetzt ein Krieger!“

„Ein Krieger!“, zischte die Tante empört, ihre schmalen Lippen verzogen sich zu einem dünnen Strich. „Sie sieht wahrlich nicht aus wie ein Krieger!“

„Dann nähe ihr eben Männerkleider!“

„Ai, wenn sie ein Krieger ist, dann kann sie sich ja selbst Männerkleider nähen!“ Ganz bestimmt wollte die Tante diesen Weg nicht auch noch unterstützen. Wutentbrannt schob sie ihre breiten Hüften an ihm vorbei und stürmte aus dem Zelt, schimpfte leise murmelnd vor sich hin.

Also nähte sich Tötet-die-Crow einfache Männerkleider, und ihr Onkel lehrte sie, wie man Pfeil und Bogen herstellte. Außerdem fertigte er ihr ein Medizinschild, den er mit dem Zeichen der Sonne verzierte. „Der Sonnenhäuptling gab dir diese Vision, also wird er dich auch beschützen!“, lächelte er.

Trotzdem wurde sie immer wieder daran erinnert, dass sie im Grunde eine Frau war. Weit vor dem Sonnenaufgang ging sie zu dem Badeplatz der Frauen, um sich zu waschen. Natürlich tuschelten die Frauen über ihr ungehöriges Benehmen, und so wich sie ihnen aus. Trotzdem blühte sie auf in ihrer neuen Kleidung, lebte ungebunden und ohne die Zwänge, die sonst jungen Mädchen auferlegt waren.

Die Männer behandelten sie nach anfänglichem Zögern wie einen der Jungen, der sie bald auf dem Kriegszug begleiten würde. Doch oft war sie auch das Opfer derber Späße, obwohl sich diese Späße selten gegen ihre Weiblichkeit

richteten, sondern eher gegen ihre Unwissenheit, wie bei allen anderen Jungen auch.

Unter diesen Gleichaltrigen fand sie noch am ehesten wirkliche neue Freunde, die fast vergaßen, dass sie ein Mädchen war.

Wiesel-gefangen-am-Schwanz oder Freund-der-Otter wurden gute Freunde, maßen sich mit ihr in vielen Wettkämpfen. Im Laufen hielt sie locker mit, aber im Ringen war sie selbst diesen gleichaltrigen Jungen hoffnungslos unterlegen. Manchmal verlor sie den Mut, wenn sie übersät mit blauen Flecken an ihrem Feuer saß, aber dann besann sie sich auf ihre Stärken. Sie konnte den Bogen genauso gut wie die anderen spannen, und wenn ihre Treffsicherheit zunähme, wäre sie ein gefährlicher Gegner. Nur den Kampf Mann gegen Mann musste sie vermeiden, solange sie noch einen so mädchenhaften Körper hatte! Sie stahlte ihren Körper, damit sie eines Tages stark genug war, um ihren Bruder zu rächen. Sie glaubte fest an ihre Vision, hatte ein großes Vertrauen darauf, dass der Sonnenhäuptling sie beschützen würde. Solange sie sich nicht den Gefühlen einer Frau hingab, konnte ihr nichts geschehen.

Aber sie hatte den Körper einer Frau, und auch bei ihr setzte regelmäßig die Monatsblutung ein, die sie in ihr Zelt verbannte. Bei einem Kriegszug wäre das ein Problem, denn dann musste sie abseits der Männer reiten, damit sie nicht deren Kraft schwächte. Wäre sie doch nur als Junge geboren worden!

Ohne sich um die missbilligenden Blicke der Frauen zu kümmern, ging sie zur Jagd. Sogar ein Schwarzhorn, wie ihr Volk die Büffel nannte, hatte sie bereits erfolgreich erlegt, obwohl ihr Onkel ihr noch nicht erlaubte auf die

große Treibjagd mitzugehen. Aber das war auch den anderen Jungen verboten.

Kranichfrau versorgte umsichtig ihren Büffelläufer, eigentlich ein Pony, das Ferner-Bär ihr geschenkt hatte, und gewöhnte es an ihre Schenkel. Letztendlich musste sie sich bedingungslos auf ihr Pony verlassen können, wenn es zum Kampf kam. Sie arbeitete gern mit dem Pony, denn im Gegensatz zu den Männern spielte es keine Streiche mit ihr. Überschwänglich lobte sie es, als sie sich eines Nachmittages von seinem Rücken gleiten ließ und es schweißgebadet zum Stehen kam.

„Komm, genug für heute!“, tätschelte sie es, dann tauchte sie in den kühlen Fluten des nahen Bärenflusses unter und ließ sich eine Weile treiben. Die Kälte ging ihr durch und durch und frierend kletterte sie wieder ans Ufer.

Verärgert fing sie den spöttischen Blick eines fremden Mannes ein, der zweifelsfrei ihren fraulichen Brüsten galt und zischte ihn böse an: „Was grinst du so frech!“

Der Krieger zuckte nur die Schultern und meinte: „Gleichgültig wie gut du reitest, du wirst immer eine Frau bleiben!“

Wütend zog sie das Hemd über und legte den Lendenschurz um, doch dann traf sie die Wahrheit seiner Worte. Sie würde immer in diesen fraulichen Körper stecken! Mit trauriger Stimme drehte sie sich zu ihm um: „Du hast Recht. Wie sehr beneide ich dich, denn du hast den Geist eines Mannes und den Körper eines Mannes! Mein Geist dagegen steckt für immer in diesem Körper einer Frau! Doch ich kann mein Schicksal nicht ändern, sondern muss mit dem zufrieden sein, was der Sonnenhäuptling für mich vorsieht.“

Verlegen senkte der Mann die Augen und machte eine entschuldigende Bewegung mit der Hand. „Ich wollte dich nicht beleidigen. Ich wünschte nur, dass das Schicksal

einen einfacheren Weg für dich gewählt hätte, denn du wärst eine wundervolle Ehefrau für jeden Mann dieses Dorfes! Das ist alles!“

Sie lächelte freundlich und strich sich die feuchten Haare aus dem Gesicht. „Nun, so werde ich eben ein wundervoller Kampfgefährte, meinst du nicht?“

Schallendes Gelächter antwortete ihr, doch dann wurden seine Augen ernst. „Ich bin Zwei-Pferde, du kannst mir gern den Rücken freihalten, wenn wir in den Kampf ziehen!“

Ihre Brust schwoll vor Stolz, dann richtete sie ihre feurigen Augen auf ihn. „Ai, du reitest mit?“

Sein Gesicht verdunkelte sich merklich: „Ja, auch ich habe einen Bruder durch die Crow verloren, und meine Schwester haben sie entführt. Ich habe wahrlich Grund genug, die Weiber der Crow zum Weinen zu bringen!“

Kurz streiften ihre Augen die schlanke Gestalt des Mannes. Er hatte viel Ähnlichkeit mit ihrem Bruder: langes offenes Haar, einige Lachfalten um seinen Mund und schwarze Augen, in denen sich die Sonnenstrahlen spiegelten. Eigentlich sah er ganz nett aus, musste sie sich eingestehen, aber auf so etwas durfte sie jetzt nicht mehr achten. Allein seine Kampfkraft zählte.

„Wir werden uns wiedersehen!“, verabschiedete sie sich und sprang gewandt auf ihr Pony.

In den nächsten Tagen trafen sich die Krieger in dem großen Versammlungszelt und berieten über den kommenden Kriegszug. Hitzige Reden über die Grausamkeit der Crow stachelten alle an und sie waren sich einig darüber, dass die Feinde eine harte Strafe verdienten. „Nie wieder darf sich ein Crow in unsere Jagdgründe trauen!“

„Wir müssen so hart zuschlagen, dass sich ihre Weiber und Kinder nicht mehr aus den Zelten wagen, wenn sie unseren

Namen hören!“

„Wir werden so viele unserer Feinde töten, dass ihre Weiber noch lange um ihre Männer trauern!“

„Wir sollten ihre Frauen am besten gleich mitnehmen, damit sie nicht verhungern müssen!“, spottete ein anderer Krieger und löste schadenfrohes Gelächter aus.

„Ja, und dann gebären die Crowfrauen unsere Kinder!“

In den Zelten senkten die Frauen beschämt die Köpfe, denn ihnen blühte das gleiche Schicksal, wenn ein übermächtiger Gegner ihr Dorf überfiel. Viele verabscheuten den Krieg und sahen es nicht gern, wenn ihre Männer auszogen, Tod und Verderben über andere zu bringen. Die Blackfeet, aufgeteilt in drei große Untergruppen aus Pecuni, Siksika und Kaihnah, waren die größte Macht auf den nördlichen Plains, ihre Jagdgründe reichten von dem Missouri-Fluss im Süden bis weit über den Saskatchewan im Norden. Grundsätzlich kämpften sie gegen alle Nachbarstämme, aber mit den Crow verband sie seit Langem ein unversöhnlicher Hass.

Die Lakota

(Gebiet des Little-Bighorn-Flusses)

Nata-He-Yukan ging schnellen Schrittes durch das Dorf, dessen Zelte verstreut an der Biegung eines Flusses lagen. Er strotzte vor Selbstbewusstsein, und sein ausholender Gang verriet, wie stolz sein Volk auf ihn sein konnte. Nata-He-Yukan, Kopf mit Hörnern, allein der Name besagte schon, dass er sich Respekt verschaffte. Niemand legte sich ungestraft mit ihm an. Aber warum auch? Bei seinem Volk, den Oglala-Lakota, die ihre Jagdgründe, mehr oder weniger, zwischen dem Platte-Fluss im Süden und dem Yellowstone im Norden sahen, galt er als guter Jäger und viel versprechender junger Kämpfer.

Sein ganzer Körper spiegelte sein kriegerisches Leben: schlank und groß, wie alle seines Volkes. Seine offenen tief-schwarzen Haare fielen ihm bis ins Kreuz, als Haarschmuck trug er den Roach seines Kriegerbundes: eine ovale Platte, gefertigt aus dem Brustbein des Hirsches, an dem senkrecht schwarzes Pferdehaar und die rot gefärbten Haare des Weißwedelhirsches befestigt waren, geschmückt mit zwei Adlerfedern, die ihn als fähigen Späher auszeichneten. Jetzt im Spätsommer trug er nur einen Lendenschurz, der rhythmisch seine Beine umspielte, als er gut gelaunt in sein Tipi glitt.

Verglichen mit dem gleißenden Sonnenlicht draußen, wirkte der sanfte Halbschatten in dem Tipi angenehm. Eine leise Brise wehte durch die geöffneten Zeltwände aus Büffelhäuten, die wegen der Hitze vom Boden weg nach oben geschlagen worden waren.

„Hau, Ina!“, grüßte er kurz.

„Han, Mitschinkschi!“, antwortete die verhaltene Stimme seiner Mutter.

Nata-He-Yukan setzte sich auf seinen Platz und wartete darauf, dass seine Mutter ihm etwas zu essen gab. Er lehnte sich gemütlich gegen seine Rückenstütze aus Weidenzweigen und sah zu, wie seine Mutter aus dem Tipi schlüpfte, um aus dem Büffelmagen, in dem die Suppe mit heißen Steinen erhitzt wurde, einige Fleischstücke zu fischen. Im Sommer kochte seine Mutter immer vor dem Zelt, auch weil der Bisonmist, den sie zum Feuern verwendete, entsetzlich qualmte. Mit einer Schüssel kehrte sie zurück und reichte sie ihm mit einem Lächeln. Ihre Zöpfe waren ordentlich geflochten und fielen über ihre Schultern nach vorne. Sie trug keinerlei Schmuck und doch hatte ihr einfaches Kleid etwas Festliches. Am Halsausschnitt war es mit einer blauen Borte aus gefärbten Stachelschweinborsten verziert, und auch ihre Mokassins führten das gleiche einfache Muster.

„Habt ihr Büffel gesehen?“, versuchte seine Mutter ein Gespräch zu beginnen.

Lässig winkte Nata-He-Yukan ab: „Nein, noch nicht! Heute Abend tanzen wir den Büffeltanz, um das Büffelvolk zu rufen. Ich werde wieder als Späher reiten und nach ihnen Ausschau halten!“

„Ma, das ist gut!“

Hungrig schlang der junge Mann das Fleisch hinunter, dann fiel ihm die offensichtliche Ruhe in dem Zelt auf. „Wo ist meine Schwester?“

„Bei ihrer Freundin.“

„So?“, amüsierte er sich. Seit dem Tod seines Vaters vor drei Wintern fühlte er sich verantwortlich für das kleine Mädchen. Sein Vater hatte sie nicht mehr gesehen, denn er war kurz vor der Geburt bei einem Jagdunfall ums Leben

gekommen. Seither kümmerte sich Nata-He-Yukan um die beiden, übernahm die Vaterrolle für seine kleine Schwester und war im Stillen froh, dass seine Mutter nicht einen neuen Mann genommen hatte. So wurde er bestens versorgt, und musste sich keine Gedanken machen irgendein Mädchen zu heiraten. Oft lebte er in dem Zelt der Kit-foxes, seines Kriegerbundes, achtete darauf seinen Ruf als Krieger zu stärken, ging auf jeden Kriegszug mit, der sich anbot, jedoch ohne sich Sorgen um eine Familie machen zu müssen.

Ein kleines nacktes und ziemlich schmutziges Mädchen steckte seine Nase in das Zelt und funkelte ihn strahlend an. „Mitiblo!“, mein Bruder!

„Mitankschi!“, meine Schwester, lächelte er zurück.

Sofort setzte sich das zierliche Wesen auf seinen Schoß und sperrte fordernd den Mund auf: „Lo watschin!“, ich habe Hunger.

„Hier, mein kleiner Hund!“ Er stopfte ein Stück Fleisch zwischen ihre blitzenden Zähne. Noch wurde zwischen den beiden nicht die Zurückhaltung erwartet, wie sie später zwischen Bruder und Schwester üblich war, denn das Kind galt noch als Baby, das tun und lassen durfte, was es wollte. „Ich bin kein Hund! Ich bin Machpiya-ska, die Weiße-Wolke!“, empörte sich das Mädchen.

„Nein, du bist mein kleines Vielfraß!“, ärgerte er sie weiter.

„Nein, ich heiße Machpiya-ska!“ Sie stand ihm an Sturheit in nichts nach.

„Nein, du bist Mitankschi, meine kleine Schwester!“

Stirnrunzelnd starrte das Kind ihn an, etwas verwirrt von seiner Logik, aber wild entschlossen nicht klein beizugeben.

„Ich bin Machpiya-ska und Mitankschi“, bot sie schließlich als Kompromiss an.

Nata-He-Yukan lachte hell auf: „Das ist wahr! Du bist Machpiyaska, Mitankschi!“ Oh, er liebte dieses kleine Mädchen und er war froh, dass es noch lange dauern würde, ehe ein Mann um ihre Hand anhalten durfte. Er war jetzt schon eifersüchtig!

Wieder ernst wandte er sich an seine Mutter:

„Lege meine schönsten Sachen bereit, denn ich möchte das Büffelvolk angemessen begrüßen, wenn ich losgeschickt werde, um sie zu suchen.“

Sie nickte nur, stolz über die wichtige Aufgabe, die ihr Sohn erfüllen sollte. „Vielleicht solltest du dich reinigen und beten?“, meinte sie fürsorglich.

Mit einem Lächeln sah er in ihre freundlichen Augen, in denen sich deutlich ihre Liebe und ihre Bewunderung widerspiegelten.

„Vielleicht. Wenn mich dieser kleine Hund hier gehen lässt!“

„Ich heiße Weiße-Wolke!“, schnappte seine Schwester sofort.

„Na gut, du kleine Wolke, dann puste ich dich eben weg!“, drohte er und warf das Kind auf das dicke Fell neben sich.

„Du bist so ein guter Bruder! Es wird Zeit, dass du dir eine Frau suchst und eigene Kinder hast!“, wünschte sich seine Mutter sehnsüchtig.

„Hohch, aber nein! Dafür bin ich noch zu jung!“, wehrte er entsetzt ab.

„Zu jung! Du zählst zehn und acht Winter. Du brauchst eine Frau, die dir deine Kleider näht, für dich kocht und deine Lenden erfreut!“

Nata-He-Yukan hasste dieses Thema. Er wollte noch keine Frau, für was denn? Seine Mutter versorgte ihn und so recht wusste er nicht, was denn seine Lenden erfreuen sollte. Wenn er ein unerklärliches Gefühl verspürte, dann ging er eben auf einen Kriegszug, oder eine gefährliche

Jagd, das kühlte sein Begehren wieder ab. Den Mädchen im Dorf ging er ganz bewusst aus dem Weg, denn noch war er kein reicher Mann, um den möglichen Schwiegereltern entsprechende Geschenke zu bieten. Seine Familie galt als arm. Mit nur zwei Pferden, die er dringend für die Jagd benötigte, konnte er unmöglich an eine Ehefrau denken.

Vielleicht schob er diesen Gedanken aber auch ganz bewusst von sich, weil so ein lausiger Miniconjou Krieger ihm das Mädchen Grashüpfer weggeschnappt hatte.

Noch einmal wollte er keine solche Schlappe erleben! Nein, erst musste er sich noch als fähiger Krieger beweisen, vielleicht noch einige Pferde von ihren Feinden den Crow, Shoshone, Ute oder Pawnee rauben. Bisher hatte er sich durch Mut einen Namen verdient, bereits seinen ersten Coup errungen, was sich aber weniger in seinem Besitz auszeichnete. Ihm war es wichtiger, einen Feind zu berühren oder zu töten als irgendwelche Pferde zu rauben.

Seine Mutter dagegen hoffte endlich auf eine junge Schwiegertochter, die ihr bei der Arbeit helfen konnte, und der es vielleicht gelang, ihren wilden Sohn zu zähmen. Jedes Mal zitterte sie um sein Leben, hatte Angst davor, endgültig allein dazustehen, wenn er von einem Kriegszug nicht mehr heimkam. Sorgenvoll blickte sie hinter ihm her, als er ohne zu antworten aus dem Zelt kletterte und einfach verschwand.

Nata-He-Yukan wandte sich zum Fluss. Dort sammelten seine Freunde bereits biegsame junge Weiden, um die rituelle Schwitzhütte zu bauen. Für jeden abgeschnittenen Ast legten sie ein Tabakopfer nieder, um sich bei Wakan-tanka, dem großen Geheimnis, für diese Gabe zu bedanken. In der Mittagshitze lief ihm sofort der Schweiß herunter und lästige Moskitos umschwirrten ihn. „Warum überhaupt

eine Schwitzhütte bauen?“, dachte er mit einem flüchtigen Lächeln. Hier draußen war es vermutlich genauso heiß wie später in der Hütte, wenn der Feuerhüter die erhitzten Steine in das Innere rollte.

Zusammen mit dem Medizinmann und dessen Gehilfen half er den anderen die Zweige zu biegen und miteinander zu verbinden, sodass eine Halbkugel entstand, über die sie die Felle legten. Alles geschah mit ruhigem Gemurmel und voller Konzentration, denn diese Zeremonie war ein Gebet, eine rituelle Reinigung, damit die Jagd von Erfolg gekrönt sein würde.

Dann stellte der heilige Mann in jeder der vier Himmelsrichtungen einen Stab auf, der mit einer Adlerfeder geschmückt war, und hängte Tabakopfer daran. Ein Helfer des Medizinmannes entzündete die Pyramide aus Feuerholz, in der die Steine erhitzt wurden. Schweigend warteten alle darauf, dass die Steine die nötige Hitze für die Zeremonie erreichten. Der Feuerhüter wartete geduldig, bis das Feuer fast heruntergebrannt war, ehe er das Zeichen für den Beginn der Zeremonie gab. Der Medizinmann legte seine Kleider ab und wirkte plötzlich alt und zerbrechlich.

Nata-He-Yukan schluckte schwer, während er selbst seinen Lendenschurz ablegte und sein Geschlecht mit Salbeizweigen bedeckte. Er achtete den Medizinmann, aber selbst dessen Macht war nicht unbegrenzt. Trauer erfüllte ihn, als er daran dachte, wie sein Vater hatte sterben müssen, weil die Heilkünste des Medizinmannes nicht ausgereicht hatten. Aber er empfand keinen Hass gegen den heiligen Mann, erkannte nur, dass auch dessen Wissen und Medizin nicht allumfassend war. Nata-He-Yukan verließ sich lieber auf Dinge, die er sehen und fühlen konnte, nicht auf magischen Zauber, der dann doch